

charakterisiert. Denn sowohl die Auswahl der beispielhaften Gedichte im zweiten Teil des Buchs als auch der repräsentativen Lyriker im dritten Teil hat in diesem Zentrum ihr Richt- und Wertmaß. Diesem bleibt auch für den Lyriker Harald Hartung selbst in Geltung, wie er im Anhang seines Buchs am Beispiel des eigenen Gedichts „Augustastrasse“ überzeugend demonstriert. Artistik und Reflexion, Formkunst und Melancholie haben sehr wohl Platz in diesem Gedicht, das genau den Punkt veranschaulicht, „an dem Prosa in Poesie übergeht“ (230).

E. J. Krzywon

*Die Pause zwischen den Worten.* Dichter über ihre Gedichte. Hrsg. v. Rudolf RIEDLER. München: Piper 1986. 130 S. (Serie Piper. 638.) Kart. 12,80.

Das Buch präsentiert eine Auswahl von Texten aus der Rundfunkreihe „Zehn Minuten Lyrik“ im Bayerischen Rundfunk. Insgesamt sind es 27 Gedichte mit Eigeninterpretationen mehr oder minder bekannter Lyriker von Ulrich Johannes Beil bis Annemarie Zornack: „Einblicke in die Innenwelt des Dichters, Protokolle der Entstehungsgeschichte eines Gedichts, Zeugnisse von Arbeitsweisen, Dokumentationen, Werkstattberichte“ (8). Das macht neugierig, verlockt zu Vergleichen, zum Aufspüren, in inhaltlichen wie formalen Verwandtschaften oder auch Unterschieden und Gegensätzen. Für die herausragenden Autointerpretationen der Gedichte „Abel steh auf“ von Hilde Domin und „Das Falsche“ von Hans Magnus Enzensberger zum Beispiel bietet sich als Klammer die Enzensbergersche Formel „Fehlerlinguistik“ an, denn beide Gedichte und ihre Deutungen thematisieren für die Zukunft der ganzen Menschheit entscheidende Lernprozesse, ausgelöst von gravierenden Fehlern unserer und früherer Generationen. Doch leider, schließt Enzensberger seinen Beitrag: „Es gibt Leute, und ihre Zahl scheint von Tag zu Tag zuzunehmen, die zwar entschlossen sind, Fehler zu machen, die aber nicht im Traum daran denken, aus ihren Fehlern etwas zu lernen. Solchen Leuten ist natürlich mit keiner Fehlerlinguistik zu helfen, geschweige denn mit einem Gedicht“ (33). In die

gleiche Sinnrichtung zeigen die Beiträge „Die Zigeuner sind wieder da“ von Walter Helmut Fritz, „Wegkreuz“ von Harald Grill, „Von meinen Bleisoldaten“ von Michael Großmeier oder „Reminiszenz“ von Günter Kunert und „Südafrika“ von Eva Zeller.

Eine andere und wohl am zahlreichsten vertretene Gruppe von Beiträgen gibt Auskunft über das Verhältnis des Dichters zu seinem Gedicht in überaus einfühlsamen wie scharfsinnigen Eigeninterpretationen, am erhellendsten und freimütigsten wohl Richard Exner mit „Porträt eines Kindes“ und Christoph Meckel mit „Unglück läßt grinsen“.

Aus dem Rahmen des Gewohnten und Erwarteten fallen, positiv gemeint, die Beiträge „Wiedersehen“ von Dietrich Krusche und „Ich, Anton Pawlowitsch“ von Heinz Piontek. Während die anderen Lyriker ihren Beitrag mit einem Gedicht eröffnen, münden – oder besser: gipfeln – ihre Werkstattberichte im Gedicht, das sich bei Dieter Krusche gleichsam als inhaltliche wie formale Kontrafaktur zum vorausgehenden Prosatext lesen läßt, bei Heinz Piontek als Rollengedicht des eigenen poetischen wie empirischen Ich. Originell ist der Beitrag von Hermann Lenz, der seinem Gedicht „In der schlechten Zeit“ statt einer Eigeninterpretation die Prosageschichte über den Schäfer Johann Präg folgen läßt und so dieselbe Figur sich in zwei verschiedenen Gattungen spiegeln läßt. Rainer Malkowski gar wählt zum Gegenstand seines Beitrags ein eigenes, als schlecht deklariertes Gedicht, um daran zu zeigen, was ihm nach vier Jahren an der Erstfassung des Gedichts „Einer muß der Letzte sein“ nicht mehr gefällt und diese durch eine kürzere Zweitfassung abschließend ersetzt.

Auch der Herausgeber Rudolf Riedler beteiligt sich – neben seinem „Anstelle eines Vorworts“ – mit einem Beitrag, der die Eigeninterpretation des Gedichts „Sklavenhaus bei Dakar“ darstellt. Es ist ein ästhetisch schönes Gedicht, vielleicht mit dem einzigen Makel behaftet, daß es um die letzten vier Verszeilen zu lang geraten ist. Die Erklärung hierzu hat unbeabsichtigt wenige Seiten weiter Wolfdietrich Schnurre formuliert: „Weil ein Gedicht nicht nur vom Hingeschriebenen, sondern oft mehr noch vom Weggelassenen zehrt“ (101), insbesondere dann, wenn es ein Weggelassenes

ist, an dessen Folgelasten wir alle, auch wenn es lange her ist, noch immer leiden. So kann der einfühlsame wie verständige Leser von Rudolf Riedlers Gedicht kraft seines Gedächtnisses wie seiner Phantasie unschwer errahnen und erfühlen, auf welche bitter Moral die Sinnrichtung seines Gedichts zielt.

„Was hat sich der Dichter dabei gedacht?“ – diese einleitend gestellte Frage des Herausgebers erweist sich nach der Lektüre dieses überaus empfehlenswerten Buchs gar nicht mehr als „dumme Frage“ (8), denn auch das Gedicht als Spielmaterial für den Leser hat – bei all seiner intendierten wie aktualisierten Vieldeutigkeit – seine Grenzen aufgrund der getroffenen Vereinbarung zwischen Dichter und Gedicht, die man gewöhnlich Form nennt in Unterscheidung von Formlosigkeit und Beliebigkeit. Erst die Kenntnis und Respektierung solcher Vereinbarung durch den Leser macht den Umgang mit Lyrik zum ästhetischen Genuß, der Welt- und Selbsterkenntnis keinesfalls ausschließt. E. Krzywón

KOLLERITSCH, Alfred: *Augenlust*. Salzburg: Residenz 1986. 112 S. Kart. 22,-.

Der Lyriker Alfred Kolleritsch, 1931 in Brunnsee (Steiermark) geboren und seines Zeichens Gymnasialprofessor in Graz, wo er als Präsident des Forum Stadtpark und als Herausgeber der Literaturzeitschrift „manuskripte“ fungiert, gilt im Urteil vieler Literaturkritiker als philosophischer Dichter. Seine Lyrik, bereits 1978 mit dem Petrarca-Preis ausgezeichnet, sei ohne Atemraum und ohne das kommunikative Element, gezeichnet von quälender Reflexion und von intellektuellem Rasonieren, von radikalem Zweifel an der Erkennbarkeit und Sagbarkeit der Welt. Die irritierende Dunkelheit seiner Verse, die sich beharrlich der Evidenz entzögen, und deren alltagsferne Rede lasse auch wiederholte Lektüreversuche scheitern. Was also macht mit solchen Gedichten ein Leser, der nicht – wie der Lyriker – über Heidegger promoviert und Edmund Husserl gelesen hat? Erfahrene Literaturkritiker, von denen manche zugleich anerkannte Lyriker sind, empfehlen, sich der inneren Logik der Bilder anzuvertrauen, die keineswegs den strengen Gesetzen philosophischer Reflexion fol-

ge, um so als Leser der Gedichte sich selbst als Philosophen wiederzuentdecken, der über das Leiden des sich selbst entfremdeten und sich dessen bewußt gewordenen Menschen reflektiert. Eine andere empfohlene Leseweise sei das Lauschen auf die Vers- und Gedichtmelodie, die dem Leser gewissermaßen vorsingt, wie er zu lesen habe – also eine Melodie und Bild gewordene Philosophie, wie Michael Krüger meint: Die melancholische Schönheit der Gedichte Alfred Kolleritschs sei nur zu ergründen und zu genießen durch den Nachvollzug ihrer sprachlichen Bewegung, die sie erst ganz erschließt.

Alfred Kolleritschs jüngster Gedichtband „Augenlust“ – nach Einübung in das Vermeidbare“ (1978), „Im Vorfeld der Augen“ (1982) und „Absturz ins Glück“ (1983) – scheint die zuletzt genannte Leseweise ausdrücklich zu empfehlen, wenn er das Gedicht „Auch ihr? so wahr diese Erde“ mit den kursivgesetzten Verszeilen enden läßt: „Dem dunklen: die Bilder, / die Sätze dem Klang.“ Bilder also erhellen durch Allegorie und Embleme das Dunkle seiner Verse, der Klang die – oft elliptischen – Sätze seiner Gedichte, die so zu Vermittlern der Augenlust werden. Von solchem Schlüsselers ausgehend, erweisen sich die Gedichte des Bandes als vielgestaltige Variationen desselben Themas: „dein Sehen üben und das Sehen lassen, / daß sich die Kinderlieder wiederholen?“ Im Sprachgestus der Frage, der viele Gedichte auszeichnet und gleichsam kulminiert im Sieben-Fragen-Zyklus, der bezeichnenderweise dem Maler Hannes Schwarz gewidmet ist, setzt sich die Themavariation lyrisch fort: „Gibt es einen Klang in diesen Zeichen? / Ein Bild zu hören, Bildertöne, Schreie?“ – „Erscheint davon die Schrift, der Klang, / was Bild und Schrift und Klang / an Werke bindet, ein lichter Ort, / dem die Welt sein darf?“ Bild und Klang, als wesentliche und konstitutive Elemente von Alfred Kolleritschs Lyrik, werden hier und öfters umgeschmolzen in eine antinomisch und paradox gefügte Synästhesie, die charakteristisch ist für die seinen Gedichten eingeschriebene Poetik: „Im Selbstverzehr der Widersprüche, / den einen Schleier vor die anderen schiebend.“ Dieser Vers ist zu lesen im letzten Gedicht des Bandes, das bezeichnenderweise „Rettung“ heißt und schließt: „im Gleichen redet alles weiter, die